

(Nachdruck verboten.)

5) Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Er hörte rechts, er hörte links, frug viel und blieb immer in der bescheidenen Stellung des Laien gegenüber den erfahrenen Praktikern. Sobald er durch aufmerksames Zuhören und flüchtiges Studium einiger agrarwissenschaftlichen und agrarpolitischen Werke sich allmählig die landwirtschaftlichen Fragen geläufig gemacht hatte, war es ihm ein leichtes, den Bauern zu imponiren. Bald galt er als gewisse Autorität; man holte seinen Rath, hörte ihm nicht mehr mit schiefen Seitenblicken zu und es fehlten ihm nur noch einige Duzend Morgen Feld, um ganz für voll angesehen zu werden.

Mehrere Jahre verfloßen in diesem Einerlei von Arbeit, Beobachtung und stillem Genuß.

Es waren Teshmer's glücklichste Jahre. Die fortgesetzten günstigen Erfolge des Fabrikbetriebes, die auf sein Konto gezeit wurden, verbesserten und befestigten seine materielle, die wachsende Popularität seine gesellschaftliche Lage. In einer fortgesetzten Kette von Liebeständeleien fand seine cynische Lebensanschauung gleichzeitig reiche Befriedigung.

Kurz vor Beginn der neuen Kampagne erkrankte sein Bruder schwer. Alexander trat einstweilen an seine Stelle und führte sein Amt mit dem günstigsten Resultate durch. Sein Ruf war jetzt fest begründet, zum Fabrikdirektor fehlte ihm nur noch die definitive Anstellung.

Diese war mit Rücksicht auf die anhaltende Krankheit seines Bruders auch von den Aktionären bereits in Erwägung gezogen, als plötzlich eine schnelle Besserung im Befinden Waldemar Teshmer's eintrat, die es möglich machte, daß er Anfang März bereits mit alter, frischer Kraft die Zügel seiner Herrschaft wieder in die Hand nehmen konnte.

Nach vierzehntägigem Zusammenarbeiten standen sich beide Brüder bereits heimlich als Todfeinde gegenüber . . .

Seit Mittag war starker Schneefall eingetreten und hatte die Landschaft, von der die warme Märzsonne bereits alle Spuren des Winters getilgt hatte, von neuem in ein weißes Gewand gehüllt.

Am Fenster seiner nun behaglicher ausgestatteten Junggesellenwohnung in Pogwitz sitzend, schaute Alexander Teshmer dem lustigen Treiben der weißen Flocken zu, die in dichten Massen zur Erde wirbelten, den Dorfplatz, die Straßen und Wege, die Dächer der Häuser, die Zweige der Bäume mit einer dicken Schicht bedeckten und in einiger Entfernung zu einer undurchdringlichen Wand sich verdichteten. Nur der Teich vor seinem Fenster lag wie ein Schmuckstück auf der reinen Fläche.

Die naheende Dämmerung, die wohlige Wärme im Zimmer und die Ruhe ringsum waren wie geschaffen zu einer stillen Betrachtung . . .

Die Spannung mit seinem Bruder hatte sich heute bereits in einem kleinen Wortwechsel Luft gemacht; die offenen Feindseligkeiten waren eröffnet. Nüchtern erwog Alexander Teshmer alle Chancen des nahenden Entscheidungskampfes. Sein Bruder hatte einstweilen noch alle Macht in den Händen. Die Mehrzahl der Bauern war immer noch auf seiner Seite.

Er selbst stand heute noch, wie damals, mit leeren Taschen in der Welt. Seine paar Hundert Thaler Gehalt reichten gerade mäßig zu. Die aufreibende Thätigkeit hatte ihm zwar einen guten Ruf, aber wenig klingende Erfolge eingebracht. Wies ihm sein Bruder die Thüre der Fabrik, ging er als Bettler wieder auf die Landstraße.

Schließlich aber, was hatte er hier zu erwarten? Nach einigen Jahren einige Thaler Gehalt mehr und neue Arbeit für andere Leute. Nein, dazu war er nicht geboten! Hier hatte er mühsam festen Fuß gefaßt, hier wollte er sein Glück aufbauen oder zu grunde gehen. Die Zeit des Bögers war vorüber, nun galt es, rasch zu handeln. Sein lieber Bruder sollte ihn gewappnet finden.

Seit längerer Zeit trug er einen Plan mit sich herum, der, wenn er gelang, die Bahn zu seinem Glück frei machte. Mehr als einmal hatte er sich versucht gefühlt, dem Bruder seine Idee zu entwickeln. Dem zu ihrer Realisirung gehörte Geld oder wenigstens Kredit. Er besaß beides

nicht. Aber die Furcht, um die Früchte seines Planes zu kommen, dieselben seinem Bruder in den Schooß fallen zu sehen, schreckte ihn vor einer Offenbarung zurück.

Seitdem verfolgte ihn seine Idee wie ein Gespenst; jeden Morgen fürchtete er, daß ein anderer ihn zuvorgekommen wäre. Er zermarterte sich das Gehirn, um das notwendige Geld aufzutreiben und fand schließlich nur den alltäglichen Ausweg einer Geldheirath.

Ermogen hatte er diese Frage schon früher, noch ehe sein kühner Plan in seinem Gehirn aufgetaucht war. Allein er kam damals zu keinem Entschlusse. Einmal, weil seine glücklichen Erfolge in der Fabrik ihn allzu selbstbewußt gemacht hatten; er wollte durch eigene Kraft emporkommen, nicht mit der Mitgift seiner Frau. Dann aber, weil er unter den vermögenden Bauernmädchen nicht eine fand, die er nur einigermaßen als ebenbürtige Gefährtin seines ferneren Lebens hätte ansehen können.

Wenn auch die Heirath in erster Linie ein gutes Geschäft bedeuten sollte, so verlor er doch nie aus den Augen, daß er ansgezogen war, sich eine soziale Stellung zu erobern, deren Macht weit hinausreichen sollte über den Amtsbezirk Senten. Eine dieser dummen Bauernidioten als Baronin Teshmer, als Gattin des einflussreichen Abgeordneten, des mächtigen Parteiführers, in dessen Salons Kammerherren und Minister sich drängten, dieser Gedanke erschien ihm doch zu sinnlos.

Und doch, was blieb ihm nun übrig? Der Bruch mit seinem Bruder war unvermeidlich. Gelang es ihm nicht, in den nächsten Wochen seine günstige Lage auszunutzen, stand alles auf dem Spiele. —

Seit einigen Minuten hatte Teshmer mit heftigen Schritten das Zimmer durchgemessen, das die Nacht mit dunklen Schatten umhüllte. Draußen hatte der Schneefall aufgehört; hinter der schwarzen Fläche des Teiches lag die Ebene grau und ungewiß; nur von ferne grühten ihn, wie am ersten Abende, die flackernden Bahnhofslichter gleich funkelnden Hoffnungssternen. — — —

Sechs Wochen später bildete die Verlobung Alexander Teshmer's mit Fräulein Louise Hammer, der Schwägerin des Pastors Kleinschmidt zu Senten, das allgemeine Gesprächsthema. Einige hatten dieses Ereigniß längst vorausgesehen, andere waren ganz überrascht, die meisten aber stimmten darin überein, daß Teshmer's Wahl eine sehr gute sei.

Louise war ein hübsches, mittelgroßes Mädchen, das die sorgfältigste Erziehung genossen hatte. Ihre Mitgift war zwar nicht bedeutend; allein die siebentausend Thaler waren sofort verfügbar, da sie mündig und Waise war. Für Teshmer war die flüssige Mitgift entscheidend gewesen. Seit jenem Märzabende hatte er sein Ziel nach einer passenden Verheirathung beharrlich verfolgt. Dabei hatte er seinen Plan so geschickt ausgeführt, daß sein Bruder, des Pastors Nachbar, mit zu denen gehörte, welche von dem neuen Ereignisse am meisten überrascht waren.

Waldemar durchschaute sofort Alexander's Absichten und wenn er auch, ohne sich eine Blöße zu geben, seinen Aerger nicht offen zur Schau tragen konnte, setzte er heimlich doch alle Hebel in Bewegung, die Heirath noch zu hintertreiben. Denn er fürchtete die große Gefahr, die für ihn in einer dauernden Niederlassung seines Bruders lag.

An einem sonnenhellen Junitage fand die Hochzeit statt. Unter den üblichen Festlichkeiten verlief der schöne Tag. Den Abschluß bildete ein Festmahl im Hause des Pastors, zu dem reiche Einladungen an alle Honoratioren Sentens ergangen waren, und ein Ball im Gasthose.

Im Tanzsaale, der mit frischem Grün und duftenden Blumen verschwenderisch decorirt war, herrschte ein arges Gedränge, während an allen offenen Fenstern und der Thüre eine Schaar neugieriger Dorfbewohner sich drängten, unter welche Alexander ein reichliches Quantum Bier, Schnaps, Zigarren und Naschereien für die Kinder vertheilen ließ. Die Hochrufe auf den freigebigen und leutseligen Gastgeber nahmen kein Ende. Auch im Saale war das schöne Paar Gegenstand allgemeinsten Huldigungen, sehr zum Aerger Waldemars, der vergeblich in den Vordergrund zu treten suchte, wo er bisher unangefochten gestanden hatte. „Der Junge fängt wirklich an, gefährlich zu werden,“ murmelte er, eifersüchtig Alexanders Berkehr mit den Gutsherren und

dem „Wolke“ draußen beobachtend, „nun, noch ist es Zeit, ihn unschädlich zu machen!“ — — —

Die Bohrversuche zur Auffindung von Braunkohle, welche einige Wochen darauf in der Umgegend von Senten, wie es hieß, im Auftrage eines Leipziger Bankiers vorgenommen wurden, erregten allgemeines Kopfschütteln. Auf welcher dumme Ideen nur die Leute kommen können. Wer hat je etwas von Kohle vermutet, geschweige denn welche angetroffen! Am abschließigsten über das Unternehmen sprach sich Direktor Tschmer aus, er, der doch schon unzählige Male bei seinen Brunnenbau-Versuchen den Sentenschen Boden hatte durchwühlen lassen.

Alexander hörte die spöttischen Redensarten seines Bruders mit sehr gemischten Gefühlen. Er befand sich in der nervös erregten Stimmung des Spielers, der alles auf eine Karte gesetzt hat und nun feberhaft den Ausgang des Spieles erwartet.

Die ersten Bohrversuche verliefen ergebnislos, und eine bange Nuthlosigkeit bemächtigte sich seiner. Was, wenn die Sache gänzlich fehl schlug? Im Ernst hatte er an diese Möglichkeit gar nicht gedacht, und nun schien das Ganze doch diesen Ausgang nehmen zu wollen. Seit drei Tagen hatte er nicht einen Bissen zu sich genommen, lebte er wie im Fieber. Louise ahnte das Schreckliche, machte tausend vergebliche Versuche, ihn aus der verzweifelten Stimmung zu reißen; alles umsonst. Tschmer ging umher wie ein Irtsinniger und hatte für all' ihre aufmunternden Zusprachen nur grobe Zurückweisungen.

Am Morgen war ein Brief von dem Leipziger Bankier angekommen, der ihm kurz und bündig schrieb, daß die sieben tausend Thaler für Nuthung und Bohrung verausgabt seien, und er mit dem heutigen Abend daher die Versuche einstellen lasse. Alexander sah wie geistesabwesend im Komptoir der Fabrik an seinem Pult, unfähig zu arbeiten, unfähig seinem Bruder zu antworten, der die verunglückten Bohrversuche zu einer ununterbrochenen Quelle seiner Unterhaltung machte. Im Stillen hatte Waldemar doch bereits befürchtet, es könnte ein Resultat dabei herauskommen. Seine Beruhigung war daher eine vollkommene, als sich das Gerücht verbreitete, daß alle weiteren Versuche eingestellt werden sollten.

„Eins möchte ich doch wissen,“ wandte sich Waldemar an seinen Bruder, „nämlich, wer dieser Esel gewesen ist, der den Leipziger Bankier so aufs Glatteis geführt hat. Weinake ein Kapital Spaß!“

„Nimm's mir nicht übel,“ versetzte Alexander, der vor Wuth, Aerger und Aufregung außer sich war, „aber im Stillen habe ich Dich für diesen Esel gehalten.“

„Mich, mich? Junge, mich?“ stieß der Direktor hervor. „Nun, beruhige Dich. In meinen Augen ist die Sache auch kein Eselsstreich gewesen; ich hielt sie vielmehr für eine sehr schlaue und auch durchaus begründete Unternehmung Deinerseits.“

„Um so schlimmer für Dich, wenn Du Eselsstreiche und vernünftige Unternehmungen nicht besser zu unterscheiden verstehst.“

Alexander war eben im Begriff, heftig zu erwidern, als ein Bote ins Komptoir trat und ihm einen Zettel übergab. Kaum hatte er die zwei Zeilen überflogen, als es wie Sonnenchein über sein Gesicht flog.

„Was würdest Du sagen,“ wandte er sich dann rasch an seinen Bruder, wenn ich Dir erklärte, daß ich jenen Eselsstreich auch heute noch für eine sehr geschickte Sache ansehe, viel zu geschickt, als daß sie von einem so unglücklichen Projektmacher, wie Du einer bis dato gewesen bist, hätte ausgehen können?“

„Ich würde sagen,“ zischte der Direktor, „daß Du ein ganz unverschämter Bursche bist, den ich von meinen Leuten zum Hofe hinausjagen lasse, wenn er nicht sofort von selbst seiner Wege geht!“

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Pflanzen im Berliner Botanischen Garten.

Zu den eigenthümlichsten Arten gehören die fleischfressenden oder insektenverdauenden Pflanzen, und unter ihnen verdient in erster Linie Beachtung die Familie der *Nepenthes* oder *Kannen-träger*, die hauptsächlich im indisch-malaysischen Gebiete heimisch ist. An jeder Blattspitze der *Nepenthes* hängt an einem Stiel eine mit einem Deckel versehene Kanne. In der letzteren wird eine Flüssigkeit abgefordert. Insekten, welche nun die geöffneten

Kannen besuchen, um den an dem Rande ausgeschiedenen honigartigen Saft wegzuholen, gleiten an der glatten Wand herab und gelangen in die Flüssigkeit, in der sie absterben und aufgelöst werden. Zu den Insekten oder fleischfressern gehört auch die am Kap der guten Hoffnung beheimathete, aber auch in Deutschland, z. B. an sumpfigen Stellen des Grauwaldes zwischen Moosen vorkommende *Drosera*, sowie in recht sandigen Gegenden der iberischen Halbinsel gedeihende *Drosophyllum*, beide zu deutsch „*Sonnen-thau*“ genannt. Hält man diese Pflanzen gegen das Licht, so beobachtet man an den Blättern der *Drosophyllum* ein von denselben angeordnetes Sekret in Form von klebrigen Perlen, die wie Sonnen-thau glänzen. Bei der *Drosera* sind die Blätter mit rothen Drüsen und sehr reizbaren, die Insekten festhaltenden Drüsenhärcchen bedeckt, an deren Spigen die Perlen sitzen. Das flebrige Sekret beider Pflanzen hält die sich ansetzenden Insekten ein, löst sie auf und sie werden von den Pflanzen als Nahrung aufgenommen und verdaut.

Als eine andere Form von Insektenfressern gelten die größtentheils in Nordamerika gedeihenden *Sarracenien*. Diese eigenartige Pflanze besteht aus schlauchartigen, aus einem Wurzelstock hervortretenden Blättern, die sich nach oben zu erweitern und hier eine Oeffnung bilden. Die Blattschläuche sind inwendig mit nach unten gerichteten Härchen bedeckt, welche Insekten wohl hereinlassen, aber durch ihre nach unten gerichtete Stellung ein Herauskriechen derselben aus der oberen Oeffnung verhindern. Wie öfter beobachtet worden, waren die Schläuche derartig mit Insekten und Schnecken gefüllt, daß die Blätter abstarben.

Eine in doppelter Beziehung, und zwar in anbetragt ihres riesig hohen Alters und deshalb, weil sie jedenfalls zu den ältesten bekannten Pflanzengebilden der Welt gehört, sehr merkwürdige Pflanze ist die zu den *Farren* zählende, im Kapland und Australien vorkommende *Todora rivalaris*, ein Geichel des verstorbenen Direktors des Botanischen Gartens zu Melbourne, Ferdinand von Müller. Unförmlich und kurz — ca. 1 1/4 Meter hoch bei einem Durchmesser von 1/2 Metern — ist ihr wurzelförmiger, schwärzlicher Stamm und trägt oben an verschiedenen Stellen auf Wülsten große *Rettschel*. Schon der bloße Anblick dieses verwitterten Gesellen verrieth sein sehr hohes Alter, daß dasselbe aber nach Schätzung von Autoritäten auf mehrere tausend Jahre sich bezieht, dürfte fast unbegreiflich erscheinen.

Den originellsten botanischen Erscheinungen zuzuzählen ist die den Leguminosen angehörende *Hedysarum gyrans*, beweglicher *Süß- oder Mannaklee*. Es ist nämlich die einzige bis jetzt bekannte Pflanze, die fortwährend selbständige Bewegungen vollführt, wenn man das Zusammenlegen der Blätter mancher Leguminosen zur Abendzeit ausnimmt. Je mehr Licht und Sonne auf diese Pflanze einwirken, umso intensiver machen ihre seitlich von den größeren Hauptblättern stehenden Nebenblättchen fortwährend halbkreisförmige Bewegungen, indem sie sich ohne besonderen größeren Anreiz senken und erheben. Man nennt sie deshalb auch die „*Optische Telegraphenpflanze*“.

Zu bestimmten Zeiten lassen mehrere Pflanzen selbständige Bewegungen wahrnehmen, so die *Victoria regia*, die abends aufblüht und morgens wieder ihren Kelch vor dem Tageslichte schließt. In dieser Beziehung kann als eines der interessantesten Objekte die südamerikanische Schwimmpflanze *Neptunia ole-racea* gelten, welche den Pflanzenschlaf verständiglich. Sobald die Dunkelheit eintritt, schließen sich die beiden Hälften ihrer feingefiederten Blätter vollständig zusammen, sie schlafen förmlich ein, um morgens wieder auseinander zu klappen. Verwandt mit dieser Familie ist die *Mimosa pudica*, die schambaste *Sinn-pflanze*, aus dem tropischen Amerika. Ihre Blätter sind für jeden Reiz sehr empfindlich und reagieren auf die sanfteste Berührung, indem sich sofort die Theilblättchen zusammenfallen, und sich der Blattstiel herabsenkt, als wenn die Pflanze einschliefe. Die Dunkelheit wirkt genau so auf dieselbe ein.

Zwar nicht selbständige, jedoch starke, eigenhümlich zuckende und fortschnellende Bewegungen machen die Blätter der *Schinus molle* (Central-Amerika) bei hoher Temperatur, wenn man sie zerbricht und die Blatttheile gleich darauf auf Wasser legt. Veranlassung zu diesen unwillkürlichen Zuckungen, die den Beobachter fast peinlich berühren, als wenn die verwundeten Theile Schmerz empfinden, giebt das aus den beschädigten Poren schnell ausströmende ätherische Oel, welches in den Blättern enthalten ist, sich schwer mit dem Wasser vermischt und die Theile abspült und fortschnellt.

Daß es aber auch eine Pflanze giebt, die ähnlich einem Feuerwerkkörper förmlich explodirt, zeigt die südamerikanische *Pilea serpyllifolia* oder *Springnessel*, auch *Feuerwerkstrauch* genannt. Taucht man nämlich diesen Halbstrauch zu der Zeit, wo eine Menge Blumen dem Oeffnen nahe sind, ins Wasser, so öffnen sich in kurzer Zeit die Antheren mit einer Explosion und werfen den Blüthenstaub umher, so daß die Pflanze in Dampf eingehüllt erscheint.

Unförmlich und zentnerschwer wie ein Elefantfuß und an Form, Farbe und Aussehen einem solchen ähnlich, so stellt sich ein Prachtexemplar von *Testudinaria Elephantipes*, des Elefantfußes oder Hottentottenbrotes, dar, aus dessen rissig-borkigem Grundstock alljährlich neue Triebe sich entwickeln.

Als eine der kostbarsten Raritäten des Berliner Botanischen Gartens wird ein ca. 7 Meter hoher, kahler und dünner Stamm viel angekauft, der an seiner Spitze nur einige linienförmige, nach

unten gerichtete Blätter trägt und wie vertrocknet aussieht. Es ist ein in seiner neu-seeländischen Heimath beinahe ganz ausgeordneter, fast sagenhafter Baum, die *Pseudopanax longissimum* oder *Aralia spathulata*. Nur in ganz wenigen Botanischen Gärten findet sich noch ein vereinzelt Exemplar davon vor, eins bildet unter anderen den größten Stolz des berühmten Londoner Kew-Gartens.

Damit aber auch dem Geruchssinn im Botanischen Garten etwas ganz apartes geboten werde, darf die südafrikanische *Melanthus comosus* oder Schöpfiger Honigbaum nicht vergessen werden. Genau so appetitlich und kräftig wie frischer Kalbsbraten riechen die Blätter dieses Bäumchens, wenn man dieselben reibt, und noch deutlicher zieht einem der köstliche Bratenduft in die Nase, sobald man ein Blatt abbricht und an seinem Stiel riecht. Einen noch viel intensiveren Bratenduft strömt die *Oestrum Parqui* aus, die daher nicht mit unrecht auch schlechtweg die Kalbsbratenpflanze genannt wird.

Kleines Feuilleton.

— „Die dänische Frau“. Etliche Meilen nördlich von Hammer-est liegt die Insel Jngö, von der zur Zeit der Fischerzeit nicht weniger denn 300 Boote auslaufen, um in der Nähe Dorichang zu betreiben. Auf einem in der Nähe von Jngö liegenden Holm, dem Frühlolm, steht der nördlichste Leuchtturm der Welt. Im Frühjahr 1690 erschien ganz unerwartet bei Jngö, dem Sitze des Gouverneurs, ein dänisches Kriegsschiff, das ein eigenhändiges Schreiben des Königs Christian IV. von Dänemark, mit dem Norwegen vereinigt war, an den Gouverneur überbrachte. In diesem Schreiben theilte der König dem letzteren mit, daß er ihm eine zum Tode verurtheilte Frau übergebe, die infolge der Vermittlung vornehmer Personen begnadigt worden sei und nun ihr Leben auf dem kleinen Holm, der nördlich am Jngö liegt und den Namen Nordholm führt, zubringen solle. Für die Welt, hieß es in dem königlichen Schreiben, solle die Verbannte todt sein, und sie solle ihr Leben in strenger Einsamkeit zubringen. Doch dürfe die Dame, der ihr großes Vermögen belassen worden, auf dem Nordholm eine Wohnung nach ihrem Geschmack herrichten lassen, und hierbei solle der Gouverneur ihr behilflich sein. Wenn die Wohnung fertig sei, solle sie den Holm nicht verlassen außer an hohen Feiertagen, an denen sie die Kirche in Jngö besuchen dürfe. Von ihrer Dienerschaft könne bei ihr bleiben, wer Lust dazu habe, aber niemand dürfe zurückkehren, und wie die Verbannte und ihre Diener einen Eid geleistet hätten, niemals Namen und Stand der Dame zu nennen, so solle sie auch hier namenlos leben und sterben. So weit der Inhalt des königl. Briefes, in dem noch gesagt war, daß sie sich nur verschleiern lassen und außer ihrem Geistlichen nur noch den Gouverneur empfangen dürfe. Im Herbst des folgenden Jahres stand auf dem Nordholm ein Gebäude mit allen Bequemlichkeiten damaliger Zeit versehen. Wo die Verbannte bis dahin verwahrt worden war, blieb Geheimniß. In ihrer neuen Wohnung lebte sie dann lange Jahre hindurch unbekannt und namenlos und ohne mit der übrigen Welt in Verbindung zu kommen. An hohen Festtagen fuhr sie nach Jngö hinüber, um die Kirche zu besuchen. Man nannte sie allgemein „die dänische Frau“, und der Holm, auf dem sie wohnte, wurde in Frühlolm, d. i. Frauenholme, umgetauft. Dieser Name bildet die einzige Erinnerung an die geheimnißvolle Dame. Ihre Zeit verbrachte sie mit Lesen und Handarbeiten, doch nur selten verließ sie ihre Wohnung. Der im Jahre 1648 erfolgte Tod des Königs Christian führte in der Strafe der Dame keine Aenderung herbei, ebensowenig das Ableben des folgenden Königs Friedrich III. Trotzdem die Unbekannte 55 Jahre lang auf dem kleinen Holm lebte, war es ihr doch nicht beschieden, dort zu sterben. Als sie Weihnachten 1686 wie gewöhnlich die Kirche zu Jngö besuchte, wurde sie auf der Rückfahrt von einem Sturm überrascht. Ihr Boot ging unter, und nur einige an Land gespülte Sachen zeugten davon, daß die einsame Unbekannte ein nasses Grab gefunden habe. —

Theater.

Das neueste Kunterbunter des Central-Theaters: „Berliner Fahrten“ (von Freund und Mannskind, Musik von Einödshofer) ist am Sonnabend mit großem Hallo in Szene gegangen. Nur nach dem ermüdenden fünften Bild gab es viele Unzufriedene. Man hat gegen die „Berliner Fahrten“ im Interesse von Berlin als Theaterstadt feierlich zu protestiren versucht. Die Autoren haben nämlich ganz ungenügend und mit behender Fingerfertigkeit, wo sie nur konnten, Aneleihen gemacht. Aus einer alten, französisch-wienerischen Posse „Wo ist das Kind“ von A. Langer, haben sie die sogenannte Grundidee anektiert; ganze Kouplets haben sie einfach übernommen; den alten Kniff, dem Publikum ein Theater im Theater vorzuführen, wiederholt und ähnliches mehr. Trotzdem wäre dem Betriebe im Central-Theater zu viel Ehre angethan, wollte man etwa im Sinne literarischen Anstandes feierlich protestiren. Das Central-Theater, wie es heute geworden ist, hat ja mit theatralischer Kunst an sich nichts mehr zu schaffen. Nicht einmal an das Niedrig-komische in der Kunst erinnert der besondere Akt in diesem Theater, der aus mehr oder weniger überraschenden Tricks, Nachahmung von Clownsstücken, Ballets und Paradeauszügen besteht. Nur die Kouplets erinnern noch an die frühere Possenbühne. Darum haben auch die Dinge im Central-Theater nicht das geringste mehr mit Kunstkritik zu schaffen.

Im Hause des Damenschneiders Bennemann soll ein Säugling getauft werden. Die Amme macht mit dem Kind noch vorher einen Spaziergang ins Freie, legt es für einen Augenblick auf eine Bank und — das Kind verschwindet. Fremde Passanten haben das Kind an sich genommen, weil sie die Amme, die nur wenige Schritte weit beiseite gegangen war, nicht bemerkten. Durch mehrere Wälder nun wird die Suche nach dem verschwundenen Kinde dargestellt, bis das Kind auf dem Schnürboden des Centraltheaters gefunden wird.

Das ist der Rahmen zu dem Akt, in dem der Zuschauer nach dem Zoologischen Garten, zu einem Kleinkinder-Korso, in eine Mannschafsstube der „Mailäferlaserne“, in die Innenräume des Centraltheaters selbst und zu einem tollen russischen Fürsten geführt wird. Es war nicht gerade vorzüglich, dem Publikum einen Blick ins Innere des eigenen Hauses zu gestatten. Mit solchen Dingen ist es wie bei der Wurfabrikation. Man muß nicht alles wissen wollen. Am meisten bejubelt wurde der Baby-Aufzug, bei dem eine halbe Menagerie von Hunden, Eseln, Schafen, Pferden und Böcken zur Verwendung kam.

Die Schauspieler sinken bei derartiger Produktion fast zu völliger Bedeutungslosigkeit herab. Die einzige, tragende komische Rolle, eine Spreewälder Amme, gab die possirliche Soubrette Minnie Casß, die in einem Thränenkouplet sogar lebhaftes komisches Gestaltungsvermögen offenbarte. —

— Leoncavallo's „Pagliacci“ sind in Rom ohne Musik, als einfaches Drama mit großem Erfolg aufgeführt worden. —

Musik.

— Otto Julius Birnbaum's Bühnenspiel „Lobetanz“ wird mit Musik von Ludwig Thuillo als Oper in der zweiten Hälfte des Oktober am Opernhause zum ersten Male in Szene gehen. —

— In Wien beabsichtigt man im nächsten Jahre eine zweite Opernbühne ins Leben zu rufen. Urheber der Idee ist der Hofopernsänger Schütte-Harnsken. Das erforderliche Kapital soll bereits beschafft sein. Auch das künstlerische Programm ist bereits festgesetzt. Als Muster dient das Kroll'sche Etablissement in Berlin. In einem Saalraum sollen für billiges Geld gute Opernvorstellungen gegeben werden. Vor und nach den Aufführungen sollen zwei Musikkapellen konzertiren. Für das Repertoire sind zunächst solche Opern in Aussicht genommen, welche in der Hofoper selten oder gar nicht gegeben werden; ferner will man junge Talente fördern, für deren Werke die Hofoper keinen Spielraum zu bieten vermag. —

Erziehung und Unterricht.

— Schulhygiene in Rußland. Der „Frank. Ztg.“ wird geschrieben: Obwohl man die russischen Schulverhältnisse nicht als nachahmenswerth zu betrachten hat, giebt es im Schulwesen dieses Landes doch immerhin eine Seite, auf der wir im Vergleich zu unseren östlichen Nachbarn zurückstehen dürfen: das ist die Schulhygiene, die in Rußland, wie uns ein Aufsatz Dr. Witte's in der Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel belehrt, mit der Zeit einen derartigen Aufschwung genommen hat, daß die diesbezüglichen Einrichtungen für manche anderen Völker als Vorbild dienen können. Die Aussicht über die Gesundheitspflege in den russischen Schulen liegt in den Händen der Schuldirektoren und Schulärzte, die es schon längst im ganzen Reiche giebt und die besonders in der letzten Zeit eine energische Thätigkeit entfaltet haben. Die hygienische Vorzeige erstreckt sich zunächst auf die Schulgebäude, die, sofern es sich um Neubauten handelt, auch den weitestgehenden hygienischen Anforderungen zu entsprechen pflegen. So dürfen, um nur eins hervorzuheben, Ueberkleider, Paletots, Mägen und Regenschirme nicht mit auf die Korridore oder gar in die Schulzimmer genommen werden, sondern sind in besonderen Umkleidezimmern abzulegen. Es ist diese Sitte für die Reinhaltung der Luft in den Schulgebäuden und besonders in den Klassenzimmern von ganz außerordentlicher Bedeutung. Hinsichtlich der Sorge für die einzelnen Schüler ist zu bemerken, daß nicht nur die neuangenenommenen Schüler ärztlich untersucht werden, sondern die ganze Schule in jährlich wiederkehrenden Messungen und Untersuchungen geprüft wird, wobei in besonderen Tabellen über Körperlänge, Gewicht, Sinnesorgane, spezielle Leiden und allgemeinen Körperbefund der Schüler Buch geführt wird. Diejenigen Schüler, die von irgend welchen Leistungen befreit zu werden wünschen, müssen sich vom Schularzt untersuchen lassen und eine schriftliche Begutachtung ihres Körperzustandes dem Direktor einreichen, der dann den Gesundheitsbefund in die für jeden einzelnen Schüler vorhandene Tabelle einträgt. Genaue Vorschriften regeln die Thätigkeit der Schulärzte beim Auftreten von Epidemien; so haben sie bei ansteckenden Krankheiten für Entlassung der erkrankten Schüler wie für Ueberwachung der der Krankheit verdächtigen zu sorgen und nöthigenfalls die Schule zu schließen. Revidirt wird die Thätigkeit der Schulärzte durch die von dem Kurator, dem höchsten Beamten eines jeden Lehrbezirks, damit beauftragten Schulinspektoren, die von dem Befunde ihrer Untersuchungen, von etwaigen Uebelständen und nothwendigen Verbesserungen Mittheilung zu machen haben. —

Medizinisches.

t. Ueber die Wirkung verschiedener alkoholischer Getränke auf das Nerven-System hat Lancereaux einige interessante Untersuchungen veröffentlicht. Es wurden besonders Spirituosen, Wein, Bier und Absynth in Rücksicht

gezogen. Beim übermäßigen Gebrauch alkoholischer Getränke mit hohem Gehalt von Alkohol scheint die Empfindlichkeit des Menschen gegen Berührung und gegen Wärme nicht erheblich beeinträchtigt zu werden, während sich die Empfindlichkeit gegen Schmerz wesentlich steigert. Bei übermäßigem Genuß von Absynth und ähnlichen Getränken nimmt die Empfindlichkeit der Fußsohlen zu, indem jede Berührung derselben eine heftig fühlende Empfindung hervorruft, während leichtes Streichen der Kniee, der Schenkel oder des Unterleibes Schmerzen verursacht, die zuweilen so heftig sind, daß der Betreffende aufschreit. Auch an den Armen ist eine ähnliche Empfindlichkeit vorhanden, aber weniger stark. Bei Weintrinkern ist die Empfindlichkeit der Haut an den Beinen viel geringer, ebenso an den oberen Gliedmaßen, dagegen befindet sich eine Zone stärkerer Empfindlichkeit am Leibe. Geistige Störungen bei Absynthtrinkern sind seltener, als im allgemeinen vermuthet wird. Weintrinker und Alkoholiker neigen zu Anfällen von akutem Delirium, während bei alkoholischen Essenzen häufig Arten von Irren auftreten. —

Geographisches.

— Städte der Pueblos. Der interessanteste Theil Nordamerikas in Hinsicht auf seine Geschichte ist unstreitig der Südwesten. Dies wird man z. B. gewahr, wenn man sich einige Zeit in Neu-Mexiko aufhält. Dort sind es vor allem die Wohnplätze der Pueblo-Indianer, die die Aufmerksamkeit des Fremden in Anspruch nehmen. Es ist dies fast der einzige Indianerstamm, der wirklich sesshaft ist, in Städten und Dörfern lebt und sich mit Ackerbau und einigen anderen Gewerben beschäftigt. Zehn englische Meilen von der Santa Fé Eisenbahn entfernt liegt die Pueblo-Stadt Acoma, etwa in der Mitte des Staates. Sie erhebt sich 1000 Fuß hoch über einem Flußthal auf einem Felsenbühl und kann nur auf einem schmalen Pfade erreicht werden, der in Windungen in die Höhe führt. Vordem bildete sie wohl in kriegerischen Zeiten einen Zufluchtsort für alle, was herum wohnte. Will man ein Haus betreten, so muß man zuerst mittels einer Leiter das flache Dach besteigen, von wo aus die übrigen Räume zugänglich sind. Nachts wird die Leiter fortgenommen. Acoma soll die letzte Zuflucht der Indianer vor den Spaniern gewesen sein. Von der Höhe wälzten sie Felsen auf die Eindringlinge und wehrten sich mit Bogen und Pfeilen, so gut es ging. Allein sie konnten ihr Schicksal nicht aufhalten und wurden unterworfen.

Die Stadt hat jetzt etwa 1000 Einwohner, die im Sommer in Acomalita unten im Thale leben und dort ihre Acker bestellen, um dann in der kälteren Jahreszeit mit ihren Vorräthen nach Acoma sich zurückzuziehen, wo Lösspermaaren, Körbe und Schmuckgegenstände aus Achat und Dury von ihnen gefertigt werden. Der Stamm war von jeher friedlich und sesshaft, weshalb er von den Spaniern Pueblo genannt wurde, d. h. Leute, die in Häusern wohnen. Acoma hat keine schriftlichen Geschichtsdenkmäler, aber nach der Ueberlieferung soll es über 1000 Jahre alt und der Geburtsort Montezuma's sein. Die Spanier zerstörten alle Inschriften und Denkmäler, durch welche das Volk seine Schicksale der Nachwelt zu überliefern pflegte. Die Indianer muhten damals die katholische Religion annehmen, aber viele von ihnen hängen noch heute an den alten heidnischen Gebräuchen. So erhielten auch viele spanische Namen, aber sie besitzen immer noch indianische Namen, unter denen sie ihren Stammesgenossen bekannt sind.

Ungefähr 25 englische Meilen weiter direkt an der Eisenbahn liegt eine andere alte Niederlassung, die von etwa 1500 Pueblos bewohnt wird. Die Wohnungen sind terrassenförmig in den Felsen hineingebauet. Auch dieser Platz kann nur auf einem schmalen Pfade erreicht werden, der sich im Zickzack am Rande eines 1000 Fuß tiefen Abgrundes hinzieht. Die Knaben und Mädchen erscheinen bei Ankunft der Eisenbahnhzüge und bieten den Reisenden Früchte, Pilgrimsarbeiten aus Silber und allerlei Naturmerkwürdigkeiten zum Kaufe an. Die Frauen erregen aber noch mehr Aufmerksamkeit als ihre schlanken Baaren. Auf dem pechschwarzen Haare tragen sie ein rothes Kopftuch, der schwarze Rock reicht bis unterhalb der Knie, wo die lebrnen Gamaschen beginnen. Molassins dienen den Füßen zur Bekleidung, die beim Gehen auffallend einwärts gefest werden.

Eine dritte Niederlassung heißt Zsleta. Hier wohnen die Indianer nach spanischer Sitte in „Aobahäusern“, die aus Lehm gebaut sind. Die alte Kathedrale von Zsleta ist eine der ältesten Kirchen, die die Spanier im Lande erbauten. Als die Bewohner der Stadt sich einst gegen die Spanier empört hatten, flüchteten sie vor deren Wuth in die Kirche, wo sie Schutz zu finden hofften. Allein die Spanier brachen ein Loch in die Wand und erschossen mehrere hundert der Eingeperrten.

Eine höchst malerische Stadt ist Santa Fé mit seinen engen, krümmen Straßen, das während dreier Jahrhunderte der wichtigste Platz des Westens war. —

Astronomisches.

ie. Eine photographirte Sternschnuppe. W. S. Lockyer schreibt der Londoner Zeitschrift „Nature“, daß es ihm am 12. August d. J. gelungen sei, eine Sternschnuppe des sogenannten Perseiden-Schwarmes, im Wolfe als „Thranen des Heiligen Laurentius“ bekannt, zu photographiren. Am Abend des genannten Tages stellte er drei photographische Apparate auf, von denen er

den einen auf die Gegend des Polarsternes, den zweiten auf das Sternbild des Perseus und den dritten auf das Sternbild der Lyra richtete. Die Platte des letzten Apparates zeigte nach der Entwicklung nichts besonderes, diejenigen der beiden ersten Apparate aber wiesen eine Sternschnuppe auf, und zwar rührte der von ihr zurückgelassene helle Streifen auf beiden Platten augenscheinlich von ein und demselben Meteor her. Die Bahn der Sternschnuppe, welche von dem Sternbilde des Perseus ausging, begann auf der einen Platte als sehr feiner Strich, der allmählig an Dike zunahm, dann wurde der Streifen wieder feiner, um bald darauf für kurze Zeit wieder viel stärker zu werden. Nach einiger Zeit wurde der Lichtstreifen sehr dick, so daß er fast einen Sterne gleich. Dann nahm die Lichtstärke zuerst allmählig und dann plötzlich stark ab, worauf der Streifen langsam ganz verschwand. Die Verdickungen und Verdünnungen der Lichtbahn deuten auf verschiedene Explosionen hin, welche das stürzende Meteor beim Durchgang durch die Erdatmosphäre nach einander erlitt. —

Humoristisches.

— Ausgeräuchert. Der französische Feuilletonist Timothée Trimm wurde stark von einem Gläubiger bedrängt, der ihm erklärte, nicht eher wieder von der Stelle gehen zu wollen, als bis er bezahlt sei. Damit pflanzte sich der Manichäer auf einen Stuhl, und Trimm sah mit erklärlichem Mißvergnügen, wie jener Brot und Käse aus der Tasche zog, um sich für längere Zeit zu stärken. So verstrichen mehrere Stunden; Trimm hatte seine Arbeit aufgenommen und einen Artikel vollendet. Der Gläubiger machte keine Anstalt zum Aufbruch. Da erhob sich Trimm plötzlich und begann, mit Zeitungspapier sorgfältig alle Stellen zuzukleben, wo Luft in das Zimmer dringen konnte; dann traf er Anstalt, ein Kohlenfeuer anzuzünden; ehe er aber das Streichhölzchen darunter steckte, flehte er, dem Gläubiger gerade gegenüber, an die Wand einen Zettel mit der lateinischen Inschrift! „Zur Beachtung! Wir gehen beide freiwillig in den Tod!“ — „Was beginnen Sie da!“ fragte der Gläubiger entsetzt. — „O, Ihre fortwährende Gesellschaft würde mir das Leben unerträglich machen, so werden wir also zusammen Selbstmord begehen!“ antwortete Trimm gelassen. — Eine halbe Minute darauf war der Manichäer zum Tempel hinaus. —

Vermischtes vom Tage.

— Apolda. Die Unglücksbotschaft des „Apoldaer Tagebl.“, nach welchem im Mandövergelände infolge des Einsturzes einer Brücke Mannschaften des 94. Regiments verunglückt sein sollten, wird vom betreffenden Regiment aus dementirt. —

— Knapp vor Aachen wurde auf dem Bahngelände die Leiche eines Mannes aufgefunden. Sie hatte einen Messerschnitt in der Brust, der eine Arm war abgetrennt. Der Mann scheint im Wagon erstochen, dann aus dem fahrenden Zuge hervorken und überfahren worden zu sein. —

— Während eines fürchterlichen Gewitters, das über das Donauthal hinwegzog, schlug der Blitz in die Zeller'sche Fabrik in Lauingen (bei Augsburg), der Kamin stürzte ein, zertrümmerte das Gebäude und begrub vier Personen unter sich. Davon blieben drei todt und eine wurde tödtlich verletzt. —

— Durch Schwämme vergiftet wurden in Perlach die Kunstmalere-Gehelute Stiglmeier von München. Die Frau ist bereits gestorben, der Mann liegt hoffnungslos darnieder. —

— Dr. Rüd't befindet sich wohl in Brud bei München, aber nicht im Irrenhause, sondern als Reconvalescent in der Sommerfrische. —

— In Karlsbad wurden einem Juwelier Juwelen und Pretiosen im Werthe von 40 000 Gulden gestohlen. —

— Petersburg. Die Session des Internationalen statistischen Instituts wurde am 4. September geschlossen. Als Datum der Wende des Jahrhunderts wurde der 31. Dezember 1900 festgesetzt und beschlossen, die nächste Session in Christiania abzuhalten. —

— Eine Schafherde von 300 Köpfen ist auf dem Oclsin bei Grenoble abgestürzt; 250 Schafe wurden gänzlich zerschmettert. —

— Eine Mäuse-Ausstellung war dieser Tage in London zu sehen; 170 Mäuse und Mäusegruppen waren zur Schau gestellt. Es waren von Liebhabern gezüchtete „Luxusmäuse“. —

— Mit der Drehorgel umhergezogen ist unlängst in London ein englischer Geistlicher, um für seine Kirche Gelder zu erorgeln. Da aber nicht viel einkam, hatte er die Geschichte bald satt. —

c. e. In Cheburne County (Arkansas, Nordamerika) wurden am 24. August sechs Neger auf einmal getödtet. —

c. e. Ein Erd- und Meerbeben in Japan. Die englische Presse meldet, daß vor 14 Tagen in Japan furchtbare Erdschütterungen stattgefunden haben. Zwei Dörfer wurden zerstört und 300 Personen fanden ihren Tod. Die Zahl der Vermundeten beträgt 1500. Zu gleicher Zeit fand an der Westküste von Japan ein schreckliches Meerbeben statt, wobei zwei chinesische Dampfer und zwölf Segelschiffe zu grunde gingen. 80 Personen ertranken. —